

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Frau Wallner eilte mit Rosa wieder in den Korridor zurück. Sie mußte viel gute Worte und Versprechungen verschwenden, das Mädchen wollte sich nicht von Siegfried fortführen lassen.

Mit welcher Ungeduld erwartete Frau Wallner nun die Rückkehr ihres Gatten. Als er endlich aus Wien eintraf und erfreut seine sonst so liebevolle Ehehälfte umarmen wollte, da stieß sie ihn unwillig von sich und kehrte ihm den Rücken.

„Aber, Bärbchen, was soll das heißen?“ fragte er erstaunt. „Bin ich Dir zu lange ausgeblieben? Glaube mir, ich that's wahrhaftig nicht freiwillig; ich war gezwungen, Umwege zu machen. Du ahnst nicht, wie unsicher die Wege sind, was sich für Gesindel unter dem Vorwande der großen Volkserhebung umhertreibt. Ich befand mich mehrmals in wirklicher Gefahr, angegriffen und beraubt zu werden!“

„Du darfst Dich nicht über die Wegelagerer beklagen, denn Du hast es schlimmer gemacht wie sie!“ zürnte die Matrone, ohne sich umzuwenden. „Du hast Dich in den Hinterhalt gelegt und einen armen, jungen Menschen durch falsche Vorspiegelungen, durch die Angst um seine Schwester in eine Falle gelockt. Pfui, Franz, schäme Dich! Das hätte Deine Ehefrau nie und nimmer von Dir gedacht!“

„Hm, die Weiber kommen doch hinter alles. Wo hat sie nur das wieder erfahren?“ brummte Wallner. „Aber, meine Teure, ich begreife nicht, wie Du dazu kommst, mir Vorwürfe zu machen; — Du weißt wohl, daß ich nicht mein eigener Herr bin. Ich muß thun, was mir der Graf befiehlt, sonst verliere ich Dienst und Brot, und in diesen Zeiten möchte es nicht leicht sein, einen anderen Erwerb zu finden. Es heißt also sich ducken und gehorchen!“

„In ehrlichen Dingen, ja!“ rief die Matrone. „Eher aber möchte ich betteln gehen, als von der Frucht des Verbrechens leben im Ueberfluß!“

„Oho! Wie Du übertreibst, Bärbchen. Alles, was der Graf thut, geschieht im Interesse des Kaisers. Jetzt, da alle Dinge auf dem Kopfe stehen, kann er dabei auch nicht immer die geraden Wege gehen.“

„Nein, ich kenne den Grafen besser!“ erwiderte Frau Wallner heftig. „Er sucht im Trüben zu fischen, das ist alles, und kurz und gut, höre, was ich Dir zu sagen habe. Entweder Du machst, daß der junge Mensch, den Du in dieses Haus gelockt hast und den sie nun eingesperrt halten, wieder frei wird und mit seiner Schwester zu seinen Eltern zurückkehren kann, oder ich verlasse Dich in meinen alten Tagen. Du siehst mich nimmer wieder. Ich kann noch arbeiten und mein Brot erwerben. Du weißt, daß ich Dir noch nie damit gedroht habe, daß ich aber immer Wort halte, wenn ich einmal etwas sage. Du kannst nun wählen!“

„Aber, Bärbchen, nimm Vernunft an!“ jammerte Wallner. „Was kann ich gegen den Grafen thun? Wie kann ich den jungen Sailer befreien, der ein gar arger Feind des Kaisers sein muß, sonst würde ihn mein Herr nicht so hassen und fürchten. Ich sage Dir, Bärbchen, ich vermag nichts in der ganzen Sache. Der Graf würde mich selber umbringen, wenn es mir einfiele, dem jungen Sailer aus dem Hause zu helfen!“

„Und ich mag nicht neben einem Manne leben, der die Wehrlosen unterdrückt!“ sagte die Matrone unbewegt. „Ich mag kein Brot essen, das mit dem Fluch der unschuldig Leidenden belastet ist. Wie gesagt, wähle, ich lasse Dir bis morgen Bedenkzeit. Ist dann der junge Sailer noch nicht frei, so gehe ich und komme nicht wieder, darauf hin kennst Du mich! Wenn's auch traurig ist, seine alten Tage allein zu verleben, nach der Gewohnheit, mit einem Menschen in zwanzigjähriger Eintracht beisammen sein!“

Sie fing zu weinen an und auch Wallner fühlte sich von der Möglichkeit eines so herben Verlustes überwältigt. Doch er bezwang sich mit gewaltiger Willensanstrengung.

„Du bist eine Thörin, Du wirst noch zur Einsicht kommen!“ sagte er und verließ rasch das Zimmer, um dem Grafen Rechenschaft von dem Erfolge seiner Reise abzulegen.

Als aber Frau Wallner am nächsten Morgen mit bleichem und starrem Gesichte Kleider und Wäsche zu einem Bündel zusammenpackte, ohne ihn anzublicken, als sie dann vor ihn hintrat und ihm die Hand zum Abschied entgegenstreckte, da



Alexander, Kronprinz von Serbien. (Mit Text.)

drohte ihm der Herzschlag zu stocken vor Wehe und Beklemmung. — „Wenn Du mir nur wenigstens sagen wolltest, wie wir den jungen Menschen befreien könnten, ohne daß der Verdacht auf uns fiele!" brach er aus und dabei zog er die alte Gefährtin seiner Tage an seine Brust und küßte ihren weißen Scheitel.

Ein triumphierendes Lächeln stahl sich auf die Lippen der Matrone. Das durfte aber der Gatte nicht sehen, er durfte nicht ahnen, wie sicher sie auf seine Waffenstreckung gerechnet hatte.

„Das ist ein anderes Wort!" begnügte sie sich freundlich zu sagen. „Darauf hin können wir weiter überlegen. Gott sei Dank, ich wußte es ja, daß Dein Herz gut ist, daß Du nur von Deinem Herrn mißleitet warst!"

Die beiden neuvereinten Ehegatten setzten sich auf dem behaglichen Sofa zur Beratung zurecht, während Rosa, die an der ganzen bewegten Szene keinen Anteil genommen hatte, ruhig mit ihrem Vogel weiter spielte. Als der Abend dunkelte, ging Wallner zu dem Grafen, der sich eben zu einer Ausfahrt ankleidete.

„Ich habe seit sechs Wochen meine Verwandten in Ofen nicht besucht," sagte er. „Dürfte ich heute abend ausgehen?"

„Ich erteile Dir die Erlaubnis hiezu mit Vergnügen," erwiderte der Graf. „Du kannst Dir einen Wagen anspannen lassen, denn der Weg ist weit für Deine alten Beine!"

Das war es, was Wallner gewollt und erwartet hatte.

„Ich werde das offene Steuerwägelchen nehmen, da bedarf ich keines Kutschers," sagte er, „und morgen mittag werde ich wieder zurück sein und ganz zu Ihren Diensten stehen!"

Der Graf winkte zum Zeichen des Abschiedes gnädig mit der Hand. Wallner kehrte zu seiner Gattin zurück.

„Alles geht gut," sagte er erfreut. „Ich werde binnen einer Stunde an dem Portier vorbei zum Thore hinausfahren. Das befreit mich von jeder Verantwortlichkeit für das, was während meiner Abwesenheit im Hause vorgeht. Sobald die Nacht völlig angebrochen ist, werde ich mit dem Wagen an der Hinterseite des Palastes bereit stehen und eine Handleiter an das Korridorsfenster anlegen, wo Du mit Rosa bereitstehst. Du wirst der Kleinen hinabhelfen und ihr sagen, daß ich sie und ihren Bruder heim zu ihren Eltern führen will. Mein einziger Zweifel ist, ob wir uns nicht in der Annahme irren, daß auch Siegfrieds Fenster sich auf der Hinterseite des Palastes befindet. Wohl hat er Dir versichert, daß er nur in eine menschenleere Straße blicken kann, aber wer weiß, ob das nicht das Seitengäßchen ist, welches der Portier von seinen Fenstern aus zu überwachen vermag. In diesem Falle wäre alles verloren!"

„O, man muß auch ein wenig auf den lieben Gott vertrauen!" bemerkte Frau Wallner. „Unsere Absicht ist gut, er wird uns helfen, sie auszuführen!"

„Ja, aber er kann doch nicht machen, daß das Fenster plötzlich auf die Hinterseite fliegt, wenn es vorher in der Seitenfronte gewesen ist," sagte Wallner bei sich; denn der gottesfürchtigen Gattin gegenüber besaß er nicht den Mut, so ketzerische Ansichten laut auszusprechen. Aber später zeigte es sich, daß Frau Wallner sich in ihrem Vertrauen nicht getäuscht hatte.

Ohne irgend ein Hindernis gelangte Rosa in den Wagen und nun legte Wallner seine Handleiter rasch nach einander an mehrere Fenster des Erdgeschosses. Er traf zwar auf starke Eisengitter, doch dies kümmerte ihn kaum, da er eine starke und geräuschlos arbeitende Feile bei sich trug. Schwieriger war es, das Gemach zu erkennen, in welchem sich Siegfried befand. Kein einziges Fenster der Hinterfronte war erleuchtet. Man hatte es vielleicht überflüssig gefunden, dem Gefangenen Licht zu geben. Oder war sein Kerker doch nicht hier zu suchen? Wallner erzitterte bei diesem Gedanken.

Er begann vorsichtig die Melodie eines Volksliedes zu pfeifen, das er öfters aus Rosa's Munde gehört hatte. Dasselbe mußte somit auch ihrem Bruder bekannt sein, und wenn er sich in der Nähe befand, so mußte er auf dieses Zeichen antworten. Kaum hatte er die erste Strophe vollendet, als auch die zweite von der anderen Seite herklang, nicht gepfiffen, sondern mit angenehmer, melodischer Stimme gesungen.

„Siegfried!" rief Rosa freudig.

Wie erleichtert atmete Wallner nun auf. Er folgte dem Gesange, der ganz in seiner Nähe erklang und klopfte vorsichtig mit dem Fingernagel an eine Fensterscheibe. Das Klopfen wurde ebenso leise erwidert. Nun war kein Zweifel mehr möglich. Hastig durchfeilte Wallner das Fenstergitter. Siegfried hatte inzwischen die Glasscheiben mit Hilfe seines Bettkissens geräuschlos eingedrückt, und endlich konnte er herausstiegen auf die Leiter, endlich atmete er die Luft der Freiheit wieder.

Im Wagen fand er Rosa; die Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er sie in seine Arme drückte, ihr Antlitz mit Küssen bedeckte. Wie durch ein Wunder war ihm ja dieses arme, heißgeliebte Wesen erhalten geblieben. Dann wandte er sich zu Wallner.

„Was soll ich Ihnen sagen?" stammelte er. „Sie haben mir viel Böses und nun viel Gutes gethan; aber das Gute kam zuletzt und so sei Ihnen denn gedankt aus tiefstem Herzensgrunde. Wenn auch das Unheil geschehen und unverbesserlich ist und meine Existenz vergiftet ist für immer!"

Wallner fand keine richtige Antwort, denn er fühlte sich in tiefe Schuld verstrickt dem unglücklichen Jüngling gegenüber. Schweigend trieb er die Pferde an, um die beiden Befreiten nach dem Elternhause zu führen.

Frau Wallner aber stand am Fenster des Korridors, wo sie den letzten Kuß auf Rosa's Stirne gedrückt hatte, und dem Fortrollen des Wagens lauschend, freute sie sich ihres gelungenen Segenswerkes. Ein heißes Gebet für ihre geretteten Schützlinge stieg Gewährung fordernd aus dem alten, braven Herzen zum Himmel auf.

10.

Sailer und seine Gattin waren noch nicht zur Ruhe gegangen. Sie pflegten nach vollendeter Tagesarbeit lange, lange beisammen zu sitzen. Sie wußten, daß sie den Schlaf ja doch noch nicht finden würden, wenn sie ihn nicht durch Erschöpfung und übermäßiges Wachen erkauften.

Eine dunkle Wolke der Melancholie lag über dem so plötzlich kinderlos gewordenen Ehepaar. Sie erschöpften sich in Vermutungen, was aus der armen hilflosen Rosa geworden sein konnte und auf welchen Pfaden sich wohl der schöne, talentvolle, herzensgute Siegfried herumtrieb. Sie vermischten ihre Klagen und Thränen und wagten keine Hoffnung mehr zu fassen, daß Rosa gefunden, daß Siegfried zurückkehren würde. Da klopfte es leise, leise an das Thor, und als der alte Sailer mit der Erregung seiner ewigen Erwartung lebhaft aufsprang und in die Hausflur eilte, rief eine wohlbekannte Stimme: „Vater, öffne rasch, ich bringe Dir unsere liebe Rosa!"

Ach, welcher Himmelsklang das war für Sailers langgequältes Herz! Kaum vermochten die alten, vor Freude zitternden Hände den schweren Riegel zurückzuschieben. Auch Frau Sailer hatte die Stimme des Sohnes vernommen. Sie eilte an die Seite des Gatten und wenige Augenblicke später hielten die greisen Eltern die heißgeliebten, langentbehrten Kinder unter tausend heißen Küssen umschlungen.

Dann wurden die beiden Lieblinge in das Wohnzimmer geführt und Frau Sailer stellte zahllose dringende Fragen an den Sohn, während der greise Kunsttischler sich mit Rosa beschäftigte, die ihm ihren, selbst auf der Flucht noch treu bewahrten zahmen Vogel zeigte und eigensinnig Futter für denselben begehrte.

Siegfried hatte sich stumm auf einen Stuhl geworfen; sein rechter Arm umschlang die treue Mutter. Er barg sein Antlitz an ihrem Busen und weinte — das Mutterherz ist ja die einzige Stelle, wo sich auch ein Mann, ohne zu erröten, seiner Schmerzen in lindernden Thränen entlasten darf.

Frau Sailer erriet fast nur instinktiv die ganze Tiefe und Schwere der Beängstigung, unter der ihr starker, mutiger Sohn beinahe zusammenbrach. Sie strich ihm liebkosend die dunklen Locken aus der Stirne.

„Sei ruhig, alles ist nun vorüber! Ich will Dich nicht fragen, wo Du warst. Du bist da und das sei mir genug; Du bist mein lieber, treuer Sohn wieder, und wenn Du selbst auf einem Irrweg warst, Du hast doch zur rechten Zeit den guten Pfad wieder gefunden. Denn wer in den Schoß seiner Familie zurückkehrt, der kommt aus dem Sturm in den sichern Hafen, und Du hast uns Rosa gebracht. Sieh nur, wie Dein Vater närrisch mit ihr thut, der arme Alte; sie war von jeher sein Augapfel und gesegnet sei euer Einzug!"

So plauderte Frau Sailer überselig in den Sohn hinein. Siegfried's Antlitz aber wurde immer bleicher und finsterer.

„In den Schoß der Familie zurückkehren, ich?" sagte er nach einem langen Schweigen. „Nein, ich habe keine Familie mehr, kein Daheim, ich bin geächtet, bin vogelfrei! Ich kam, um euch Rosa zu bringen und Abschied zu nehmen, vielleicht für immer. Meine Gegenwart würde ja nur Schmach und Elend über euch bringen."

Der greise Sailer war unter Siegfried's Worten heftig zusammengezuckt. Er schob Rosa, die sich's auf seinen Knieen bequem gemacht hatte, sanft von sich und trat nahe zu seinem Sohn hin.

„So bist Du vom Weg des Rechten abgewichen, so hast Du die weißen Haare Deiner Eltern mit einer Schandthat befleckt?" fragte er blaß und bebend.

Siegfried hob stolz den Kopf empor.

„Dann stünde ich jetzt nicht vor euch!" rief er mit beinahe feierlicher Stimme. „Gott sei mein Zeuge, mein Herz, mein Gedanke, meine Hand sind rein, ich habe mir nichts vorzuwerfen!"

„O, ich wußte es ja, ich hab ihn ja geboren und erzogen; ich kenne mein Kind!" rief Frau Sailer jubelnd dazwischen.

„Ich bin in die politischen Wirren der Zeit verstrickt worden!" fuhr Siegfried in dumpfem Tone fort, „und das Rad der Zeit hat mich in seinem unaufhaltsamen Laufe zermalmt. Ich traute mir es zu, eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen und ich — ich habe eine unheilbare Niederlage erlitten!"

„Ich verstehe Dich!" murmelte Sailer beängstigt, „Du hast an dem Aufstand teil genommen. Du hast Dich kompromittiert; man sucht und verfolgt Dich von seiten der Polizei, die noch nicht allen Einfluß verloren hat?"

„O, Siegfried, wäre es wahr?" schrie Frau Sailer entsetzt, „Du hättest Dich gegen Deinen Herrn und Kaiser empört und versündigt? Hab ich Dir nicht so oft erzählt, was für ein lieber Knabe er war, damals als ich ihm Märchen erzählen durfte? O, Siegfried, konntest Du das Deiner Mutter anthun? Muß ich's erleben, daß mein eigen Fleisch und Blut so arg aus der Art schlägt?"

„O, wäre es nur das!" sagte Siegfried monoton, „dann dürfte ich für mein Vaterland kämpfen, und wenn mich die Kaiserlichen einfingen, so dürft' ich auch für mein liebes Ungarn sterben. Ich aber bin geächtet von beiden Parteien. Die Kaiserlichen sehen in mir einen gefährlichen Rebellen, die ungarischen Patrioten, durch eine unerhörte Schurkerei hintergangen, verfluchen in mir einen schändlichen Verräter, einen infamen Spion, der die ihm anvertrauten, heiligen Geheimnisse seines Vaterlandes verkaufen wollte. Aber euch wollte ich das wahrlich nicht erzählen — was begreift ihr davon? Ich kam um Abschied zu nehmen, noch in dieser Nacht muß ich fort. Vielleicht sind die Verfolger schon jetzt auf meinen Fersen und meine Gegenwart in eurem Hause würde das Unheil auch über euch bringen. Bewacht die arme Rosa; vielleicht soll sie nochmals zur Angel werden, an der man mich zu fangen sucht, und nun lebt wohl! Deine Hand, lieber Vater, und Du, Mutter, küsse und segne mich! Bete für Deinen Sohn!"

„Ich bete für keinen Rebellen gegen den guten Kaiser!" rief Frau Sailer grollend. „Siegfried, Du stehst am Rande des Verderbens. Stehe ab von der verfluchten Empörung und ich selber will zum Kaiser, um Dir Verzeihung zu erbitten. Er wird das verirrte Schäflein wieder in Gnaden aufnehmen."

„Mutter, ich bin ein Ungar! Ich glühe für die Freiheit, für die Unabhängigkeit meiner Brüder!" erwiderte Siegfried, sich hochaufrichtend. „Vielleicht werde ich mein Blut vergießen auf dem Altar des Vaterlandes, von meinen Brüdern selber als Opferlamm hingeschlachtet; aber bis zum letzten Hauche werde ich kämpfen für mein teures Ungarn!"

„So hast Du die Mutter verloren!" rief Frau Sailer, schwankend zwischen Schmerz und Zorn. „Ein Rebelle hat keinen Platz mehr in meinem Herzen. Von heute ab will ich zu vergessen suchen, daß ich, Arme, einen Sohn besessen habe!"

„Sei es, Mutter!" erwiderte Siegfried demütig, „denn Freude könnte Dir dieser Sohn ja doch nicht mehr bereiten. Mit mir ist's aus, mir bleibt nichts übrig, als einen ehrenvollen Tod zu suchen. Mich hat das Schicksal geschlagen!"

Verstockt in ihren altgewohnten loyalen Gefühlen sah Frau Sailer den Sohn scheiden, der sich offen gegen ihre Ansichten, ihren Rat und Willen auflehnte. Der alte Sailer liebte die Ruhe und haßte die politischen Neuerungen. Dennoch aber fühlte er sich in seinem Herzen als Ungar. Er konnte wenigstens den Sohn nicht verfluchen, der sein Leben dem Vaterlande weihte. Er begleitete den Jüngling ans Thor und schloß ihn dort, fast verstohlen, damit es seine Gattin nicht sah, an sein Herz.

„Geh mit Gott!" sagte er, „ich kann Dir meinen Segen nicht verweigern, bist ja doch mein einziger Sohn! Ach, warum hast Du Dich in all das dumme politische Treiben hineingemischt? Warum behieltest Du nicht Dein Schnitzmesser in der Hand, warum wurde Dir die friedliche Arbeit verhaßt? Warum muß ich meine Stütze, meinen Stolz in Dir verlieren?"

Siegfried schüttelte stumm den Kopf. Er hatte keine Antwort, keinen Trost für die Klagen des Alten. Er konnte ihn ja selber nicht enträtseln den unwiderstehlichen Trieb, der ihn hinausgestoßen hatte in das öffentliche Leben, dem Sturm, den Gefahren entgegen, und nun hatte er nicht einmal mehr einen Leitstern, kein Ziel. Planlos, der Willkür der empörten Elemente überlassen, schwamm er im offenen, unermeßlichen Meer des Lebens. Wohin sich wenden? Würde er ein Ufer finden, eine Insel der Rettung? Oder sollte er einsam, unbeklagt zerschellen an einer Klippe?

Unartikulierte Wehelaute klangen an sein Ohr, als sich die Thüre des Vaterhauses hinter ihm geschlossen hatte. Das war Rosa, die wohl seine Entfernung bemerkt hatte und nun von den Eltern mit Gewalt zurückgehalten wurde, ihm zu folgen. Schauerlich klang die klagende Stimme durch die Stille der Nacht. Siegfried ging rascher vorwärts. Es war ihm ja zu Mut, als ob der Ruf des Totenvogels unheilverkündend seinen Schritten folgte.

„Ja, mir bleibt nichts übrig, als einen ehrenvollen Tod zu suchen!" murmelte er mit zuckenden Lippen. „O, Adriana, könnte ich zu Deinen Füßen sterben!"

11.

Die Reise des Grafen Ergyedy und seiner Tochter war glücklich von statten gegangen. Unweit Wien hatten die Flüchtlinge ein österreichisches Armeekorps erreicht und von dessen Kommandanten eine starke Schutzpatrouille zur Begleitung erhalten. Nach langer und ermüdender Fahrt fuhren die Reisenden endlich wohlbehalten durch das Thor ihres Familienschlosses Edeshazy ein.

Nur der Verwalter und seine Frau empfingen die Gutsherrschaft in der großen Vorhalle. Die Zeiten waren nicht geeignet für einen festlichen Empfang und überdies erfolgte die Ankunft nachts. Der Graf wollte nicht, daß die Kunde seiner Anwesenheit sich in der Gegend verbreitete. Je unbeachteter man mitten in dem Zusammenbruche aller alten und langgewohnten Verhältnisse lebte, um so größer war die Wahrscheinlichkeit, unbeschädigt daraus hervorzugehen.

Graf Ergyedy geleitete Adriana in den Speisesaal, wo sogleich ein einfaches Abendmahl aufgetragen wurde.

„Ich habe Dir einige Instruktionen für unseren hiesigen Aufenthalt zu erteilen," sagte er während des Speisens. „Wir müssen vor allem sorgfältig verbergen, daß wir treu zu unserem Kaiser halten. Unsere Grundpächter sind gute Leute und uns auch so ziemlich ergeben. Sie sind aber auch eingefleischte Patrioten und würden sogleich ihre Gesinnung gegen uns ändern, wenn sie ahnen könnten, daß wir dem österreichischen Regimente nicht abhold sind. Es heißt also sich verstellen. Du wirst Dir ein ungarisches Nationalkostüm machen lassen, Adriana, und es bei unseren Kirchgängen tragen. — Auch ich werde nach dem Attila greifen müssen!"

„O pfui!" schmollte das schöne Mädchen. „Mein einziger Trost ist, daß ich ohnehin meine hübschen Pariser Toiletten habe in Wien lassen müssen!"

Am nächsten Tag zog auch wirklich ein Damenschneider aus der nächsten Stadt im Schlosse ein. Sonntags erschien Adriana im kurzen Rock und verschnürten Mieder in der Dorfkirche, von den Grundpächtern und Bauern begafft und bewundert

Der Zweck des Grafen wurde dadurch völlig erreicht, man zweifelte nicht mehr an seiner ungarischen Gesinnung.

„Er ist mit seinem hübschen Töchterchen wohl in Wien auf die Hofbälle gegangen, unser Gutsherr!" sagten die Leute unter sich. „Er hat sich mit den Hofschranzen unterhalten und die kaiserliche Gunst genossen. Jetzt aber, da es auf etwas Ernstes ankommt, hält er doch treu zu uns Ungarn. Er beweist uns, daß, indem er sich bei seinen Unterthanen aufhält, er sich nicht scheut, das Nationalkostüm zu tragen. Hoch lebe unser Gutsherr und sein schönes, liebes Töchterlein!"

Adriana befestigte durch ihr Benehmen den günstigen Eindruck, den ihr und des Vaters Erscheinen auf die Unterthanen hervorgebracht hatte. Sie war eine geschickte und passionierte Reiterin. Oft machte sie, nur von einem Diener begleitet, Ausflüge nach den entferntesten Pußta's. Sie hatte stets Erfrischungen für die kranken Bauern und Bonbons für die lüsternen Kinder bei sich. Mehr noch erfreute sie mit ihren freundlichen Worten und Blicken. Sie fühlte es selbst, daß sie sich doch recht sehr geändert hatte. Wie hochmütig und unnahbar war sie einst gewesen, wie verächtlich hatte sie jede Berührung mit dem Pöbel gemieden. Und nun! Nicht nur eine Komödie unter dem Einfluß des Selbsterhaltungstriebes gespielt, konnte sie es nennen, daß sie sich nun unter die Bauern mischte, sich ihre Sorgen und Leiden erzählen ließ und dieselben zu mildern suchte. Ein allgemeines Wohlwollen gegen die Menschheit trieb sie dazu. Ein mildes Feuer brannte in ihrem Busen, dessen Wärme sich über alle äußeren Gegenstände verbreitete, dessen Schein ihr die ganze Welt in einem verklärenden Lichte zeigte. Wenn sie sich im Wohlthun, im Segenspenden geübt hatte, wenn ihr aus den Augen der Beglückten freudiger Dank entgegenglühte, dann sagte sie in heimlicher Befriedigung zu sich selber: „Wenn mich Siegfried jetzt sehen könnte, würde er mich noch immer hochmütig nennen?" Und der Kuß brannte wieder heiß auf ihren Lippen und trieb das Blut in ihre Wangen. Sie jagte auf dem Rücken ihres feurigen, ungarischen Renners durch Feld und Wald, um der aufdringlichen Erinnerung zu entfliehen.

Der Graf sah in dem Betragen seiner Tochter nur eine gutgespielte Komödie und ließ sie deshalb frei gewähren. Recht so! Wenn Adriana von seinen Unterthanen, den schwärmerischen Magyaren nur erst recht angebetet und vergöttert wurde, dann mochten die Wellen der Revolution immerhin auch hieher, in diesen einsamen Erdwinkel schlagen. Er hatte nichts mehr zu fürchten. Seine Grundpächter würden sich wie eine starke Schutzmauer um ihn und Adriana scharen und eher Blut und Leben preisgeben, als der Gutsherrschaft ein Leides geschehen lassen. So hatte er das ungarische Fühlen und Denken kennen gelernt.

Nur zu bald kam auch die Gelegenheit, die Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen zu erproben. Die siegreiche Revolutionspartei sandte ihre rasch gebildeten, schlecht bewaffneten und undisziplinierten Truppen nach allen Richtungen in das Land hinein. Sie hatten nicht undeutlich den Wink erhalten, daß sie die österreichisch gesinnten Gutsherrn mit wenig Rücksicht zu behandeln brauchten und deren Eigentum als willkommene Beute betrachten durften.

Auch Ergyedy besaß den Ruf eines „Schwarzgelben," eines kaiserlich Gesinnten! und die frei umherschwärmenden Honvedscharen machten einige Versuche, das Schloß Edeshazy zu überfallen und sich darin festzusetzen. Doch die Grundpächter und die zehentpflichtigen Bauern, denen alle Verpflichtungen für das laufende Jahr erlassen worden waren, scharten sich entschlossen um den Gutsherrn und wußten ihre ungarischen Brüder durch handgreifliche Gründe von dessen patriotischer Gesinnung zu überzeugen.

Graf Ergyedy hatte sich so durch sein kluges Verhalten und zum großen Teile auch durch die Liebenswürdigkeit seiner Tochter einen Zustand der Ruhe und Sicherheit geschaffen, welcher von seinen aristokratischen Grundnachbarn eben so angestaunt als beneidet wurde. Ueberall im ganzen, weiten Umkreise klang die Kunde von geplünderten und abgebrannten Grafenschlössern, ja selbst von ermordeten Adelsfamilien wieder, überall herrschte offener Aufruhr der Bauern und Pächter wider ihre tyrannischen Gutsherrschaften. Nur Graf Ergyedy lebte in vollem Frieden mit seinen Unterthanen und sah wie von einer sicheren Insel dem Wüten des Weltozeans zu.

Eines Morgens hielt ein Reisewagen vor den Thoren des Schlosses Edeshazy und dem Grafen Ergyedy wurde der Besuch des Honvedgenerales Sziget gemeldet. — Ja, Siegfrieds Verderber bekleidete diesen ausgezeichnenden Grad in der ungarischen Revolutionsarmee, nachdem die „Entlarvung" eines „Vaterlandsverräters" ein noch glänzenderes Licht auf

seine niemals angezweifelte patriotische Gesinnung geworfen hatte. Sziget war Honvedgeneral mit des Kaisers voller Billigung. Nirgends konnte er ja dem österreichischen Herrscher bessere Dienste erweisen, wie als Führer der Rebellenarmee. Die Hauptmacht der Ungarn war seiner Leitung, ja fast seiner Willkür anvertraut. Wie leicht war es, sie durch kluges Zaudern, durch langsame und ungeschickte Bewegungen unschädlich zu machen und sie endlich, im günstigen Augenblicke, an den Kaiser auszuliefern? Daß es seine Brüder waren, die er verraten wollte, darüber hatte nicht Oesterreichs Beherrscher Bedenken zu hegen, das mußte Sziget mit seinem eigenen Gewissen abmachen. Und Graf Sziget's Moral war eine ziemlich weite und dehnbare.

Graf Ergyedy empfand einige Ueberraschung über Sziget's Besuch. Die beiden Männer kannten sich nur ganz flüchtig. Wohl hatte Ergyedy von den Kaiserlichen geheimnisvoll erzählen gehört, welche Doppelrolle Sziget spielte, wie er es anscheinend mit den Ungarn, in Wahrheit aber mit dem österreichischen Regimente hielt. Aber gerade dieses zweideutige Verhalten Sziget's hatte Ergyedy abgehalten, dessen nähere Bekanntschaft ihm war die Aufgabe zugedacht, seine zahlreichen Bauern und Pächter in einen Hinterhalt zu locken, damit man die Widerspenstigsten aus dem Wege räumen, die willigeren in die kaiserliche Armee einreihen konnte.

Ergyedy wies den von Versprechungen und Schmeicheleien begleiteten Antrag entsetzt von sich. „Meine Unterthanen, meine Landesbrüder verraten? O nimmer, nimmermehr!“ rief er so entschieden, daß Sziget sogleich einsah, hier war jedes weitere Wort unnütz verschwendet.

Zugleich aber stachelte Sziget die Verachtung, mit der ihn Graf Ergyedy betrachtete, ihn, der sich ja kein Bedenken daraus machte, seine Landesbrüder zu verraten. „Wohl, ich werde Ihren Entschluß denen im Hauptquartiere bekannt machen!“ sagte er kühl. „Und merken Sie es: „Wer nicht für uns ist, den betrachten wir als gegen uns. Wenn Sie Ihrem Herrn nicht dienen, ihm nicht gehorchen wollen, wird er Sie als einen Rebellen ansehen, wie sie in diesen Tagen zu Dutzenden seiner Züchtigung entgegen rennen.“

„Ich bin bereit, meinem Kaiser und König zu dienen in allen ehrlichen und erlaubten Dingen!“ erwiderte Graf Ergyedy stolz.



Rheineck, Kanton St. Gallen

zu suchen. Auch er war ein treuer Anhänger des Kaisers, dennoch hätte er nie den traurigen Mut gehabt, das Vertrauen seiner Landesbrüder zuerst zu erschleichen und dieselben dann, wenn sie am arglosesten waren, zu verraten und zu verkaufen. Zwar heuchelte auch er in diesen Zeiten der Gefahr eine Gesinnung, die nicht seine wirkliche war, doch er that es nur für seine persönliche Sicherheit und für diejenige seines Kindes. Niemals wäre er fähig gewesen, das gewonnene Vertrauen seiner Unterthanen zu deren Schaden auszunützen.

Graf Ergyedy hatte Gelegenheit, sich dieser seiner Gesinnungen zu erinnern, als ihm Graf Sziget gegenüberstand und ihm den Zweck seines Besuches auseinandersetzte. Der Kaiser oder vielmehr dessen Ratgeber erwartete von Ergyedy dasselbe, was Sziget leistete. Man hatte im österreichischen Hauptquartiere den Plan eines plötzlichen Eindringens in das Herz des ungarischen Landes gefaßt, namentlich um die Revolutionsarmee an der noch immer drohenden Vereinigung mit den Wienern zu verhindern. Die weiten Besitzungen Ergyedy's um das Schloß Edeshazy herum sollten als fester Sitzpunkt für die österreichischen Truppen dienen und

„Der Kaiser kann nichts Unredliches befehlen!“ fuhr Sziget auf.

„Mit Ihnen kann ich nicht darüber streiten, Herr Graf, ob es ehrlich ist, Vertrauen zu erschleichen und dann dasselbe zu mißbrauchen, zu verraten!“ sagte Graf Ergyedy in so durchdringendem Tone, daß Sziget unwillkürlich die Augen senken mußte.

Ein minutenlanges Schweigen trat ein.

Sziget war es, der es endlich brach. „Ich kann also gehen, wir dürfen nicht auf Sie rechnen. Und wenn wir uns hieher wenden wollten, würden wir einen Feind in Ihnen finden?“

„Nein, o nein!“ rief Ergyedy lebhaft. „Ich werde meine Unterthanen auffordern und anflehen, sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu beugen. Mehr zu thun liegt nicht in meiner Macht.“

„Ich begreife!“ sagte Sziget, nach seiner Honvedmütze greifend. „Sie wollen abwarten, wer die Oberhand gewinnt. Sie haben es sich selber zuzuschreiben, wenn wir von heute ab Ihr Eigentum als Feindesgut betrachten. Wir zählen Sie nicht mehr zu den Unseren. Wenn Sie uns dieses Schloß, die günstigen Hügelpositionen in der Umgegend nicht gut-

willig überlassen werden, so brauchen wir keine Schonung mehr zu üben! Wir werden uns einfach in Feindesland fühlen und danach handeln."

„Es ist seltsam, daß Sie die Uniform der Honveds tragen und dabei sprechen, als ob die im österreichischen Hauptquartiere ihre Waffengefährten wären!" sagte Graf Ergyedy mit leiser Ironie. „Verzeihen Sie, der Kontrast zwischen der Maske und der — Gesinnung ist fast zu schroff und auffallend. Warum kämpfen Sie nicht offen, mit dem blanken Säbel in der Hand für Ihren Kaiser, wie ich es thun würde, wäre ich nicht zu alt dazu? Warum haben Sie zu so schmählichen Waffen gegriffen?" — Wieder mußte Sziget zu Boden blicken. Zugleich aber trat eine Zornröte auf seine Wangen.

„Ich würde Rechenschaft für Ihre Worte fordern, wenn mein Leben in diesen Tagen der Bedrängnis nicht ausschließlich meinem kaiserlichen Herrn angehörte!" sagte er in dumpfem Tone. „Für später also! Und merken Sie sich, daß es Ihnen nichts nützen würde, wenn Sie den Antrag, den ich Ihnen heute machte, an die Magyaren verraten wollten



Geier als Totengräber in der Natur. (Mit Text)

Ich habe mich vorgesehen, niemand wird Ihnen glauben. Ich habe zu glänzende Proben meiner patriotischen Gesinnung abgelegt."

Damit verbeugte sich Sziget und verließ Ergyedy's Empfangssaal. Unten im Wagen erwartete ihn Wallner, der ihn auf der Reise begleitete.

„Du wirst Dich im nächsten Dorfe als Bauer verkleiden und Dich nach dem österreichischen Hauptquartiere begeben," sagte der Graf während des Fahrens zu seinem Haushofmeister. „Ich gebe Dir nichts Schriftliches mit, Du könntest aufgegriffen und durchsucht werden von den Rebellen. Merke Dir folgende Worte und wiederhole sie treu dem österreichischen Befehlshaber: „Das Schloß Edeshazy muß mit Gewalt genommen werden, da der Eigentümer sich zu den Ungarn geschlagen hat. Die Positionen um das Schloß sind herrlich, unübertrefflich; von ihnen aus ist es möglich, das ganze Land zu beherrschen." Wirst Du Dir das wörtlich merken können?"

„O sicher, Herr Graf!"

„Gut! Ich zähle auf Deinen Eifer und auf Deine Schlauheit! Du hast viel gut zu machen! Ohne Deine Abwesenheit, ohne diesen verwünschten Besuch bei Deinen Verwandten wäre Siegfried Sailer gewiß nicht aus meinem Palaste entwichen. Das Bedientenpack hat ja keine Augen und Ohren. Ich begreife heute noch nicht, wie jene Flucht hat vor sich gehen können, ich bin noch immer versucht, an einen Verrat Ferdinands oder Josefs zu glauben."

„Ich würde mich ja nimmer aus dem Palast entfernt haben, hätte ich das Unheil voraussehen können!" erwiderte Wallner demütig.

„Gut, ich will nicht mehr davon reden," sagte Sziget gnädig, „Dir ist ja Gelegenheit geboten, das Vorgefallene gut zu machen, indem Du mir durch Deinen Gang in das Hauptquartier einen wichtigen Dienst erweisest."

„Ach, wüßte meine Barbara, welchen Gefahren ich entgegen gehe!" seufzte Wallner bei sich. Er besaß aber nicht den Mut, irgend ein Zögern dem Grafen gegenüber zu äußern, gegen den sich seine treue und ehrliche Seele in einiger Schuld fühlte.

Graf Ergyedy war sehr nachdenklich über die Unterredung mit Sziget zurückgeblieben. Er verhehlte sich nicht, daß sich plötzlich eine neue Gefahr am Horizonte seines Lebens in dunklen Wolken auftürmte. Ein Ueberfall Edeshazy's durch die Kaiserlichen! Welche Schrecken verbargen sich in dieser Aussicht, und er, der treue Anhänger des österreichischen Herrschers, sollte als Rebelle behandelt werden, nur weil er sich weigerte, seine treuen Unterthanen, die sich schützend um ihn geschart hatten, zu verraten und dem Tode oder der Knechtschaft auszuliefern? War das der Lohn für die opferwilligen Dienste, die er und seine Vorfahren dem Kaiserhause erwiesen hatten? Die Vergeltung für das Blut, das ihm aus zahlreichen Wunden entflossen war, damals, als er, ein kaum den Knabenschuhen entwachsener Jüngling, für Oesterreichs Rechte gegen die Franzosen gekämpft hatte, und hielt so der Kaiser Wort, war das die passende Erinnerung an die öfteren Versicherungen seiner hohen Huld und Gnade, seines fortwährenden starken Schutzes? Hatten die Oesterreicher keine andere Münze, um ihre Schulden zu bezahlen, als neue Ansprüche, und wenn dieselben zurückgewiesen wurden, Gewalt und Unterdrückung?

„Wohlan — wenn man mich als Rebellen angreift, so werde ich mich als Rebelle verteidigen!" rief Ergyedy plötzlich, aus seinem dumpfen Hinbrüten auffahrend, und mit hastigen Schritten eilte er zu seinem Verwalter hinab. Diesem erteilte er den Auftrag, das Schloß und die umliegenden Pußtahäuser in Verteidigungszustand zu setzen. Der Verwalter erlaubte sich trotz seines Respektes vor dem Gutsherrn die schüchterne Frage: „Aber gegen wen?"

Ein Ausdruck des Schmerzes, der tiefinnersten Beängstigung ging über Ergyedy's Antlitz. Er besaß den Mut nicht, das Entsetzliche auszusprechen, was vor einer Stunde noch nicht einmal als Schreckbild einer aufgeregten Phantasie vor ihm aufgetaucht war.

„Wir müssen's abwarten!" sagte er leise und unsicher. „Ich bin benachrichtigt worden, daß uns die Gefahr eines Angriffes droht. Mehr kann ich und darf ich Ihnen nicht sagen!"

„Ah — die Kaiserlichen, die Kaiserlichen!" murmelte der Verwalter, ein echter Ungar, fast jubelnd. „Wir wollen sie gut empfangen, seien Sie beruhigt, Herr Graf!"

Ehe eine Stunde vergangen war, hatte sich in der ganzen Umgegend die Kunde von dem Heranziehen der Oesterreicher verbreitet. Bauern und Pächter zogen scharenweise und mit den seltsamsten Waffen wie Schaufeln, Hacken und eisernen Eggen versehen nach dem Schlosse, um sich zur Verfügung des Gutsherrn zu stellen und um das schöne, liebe Schloßfräulein zu beschützen.

Adriana verfügte sich erschreckt zu dem Vater.

„Was wollen alle diese Leute?" fragte sie ängstlich.

Graf Ergyedy setzte seine Tochter jetzt erst über die herrschende Situation ins Klare. Sie sah ihn wie entgeistert an.

„Uns zählt der Kaiser zu den Rebellen — uns?" stammelte sie endlich. „Wir sollen — wir müssen nun gegen ihn kämpfen, um alle die armen Leute zu verteidigen, die ihr Vertrauen in uns gesetzt haben? O, wie ist das so seltsam, so seltsam!" — und in ihren Gedanken setzte sie hinzu: „Siegfried! Auch er kämpft gegen den Kaiser! Muß mich denn alles, alles an ihn erinnern?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Jugendliebe.

Novelle von P. Olliverio.

„Geh, Suschen, hole noch den Korb mit den Blumen aus der Laube, dann sind wir fertig," rief Frau Waldau ihrem am Ufer stehenden Töchterchen zu, während sie die verschiedenen Gemüsekörbe in dem Boote ordnete.

Suschen folgte dem Geheiß und kehrte bald darauf mit einem Korbe frisch geschnittener Gartenblumen zurück, den sie der Mutter hinüberreichte.

„So, Kind, nun steige ein, wir müssen eilen, daß wir zur Stadt kommen."

Sie löste den Strick, mit welchem das Boot an den Pfahl gebunden war, faßte das Ruder und stieß das kleine Fahrzeug mit kräftigem Arm von der Treppe ab, welche von dem Ufer herab in das Wasser führte.

Es war ein köstlicher Junimorgen. Wie noch halb von süßem Schlummer umfangen lag die Natur von leichtem Nebelschleier verhüllt in der ganzen Pracht ihres Sommerschmuckes da. Demanten gleich glitzerten Millionen von Tautropfen auf den grünen Wiesen, die sich hin und wieder von einem Stück Feld, einer Scheune oder sonst einem verlassenen Gebäude unterbrochen längs der einen Seite des Flusses hinzogen und den Landhäusern und Villen des gegenüberliegenden Ufers zum Teil einen freien Blick nach dem Wald hinüber gestatteten. Jene standen nicht dicht am Wasser, sondern ein wenig zurück in Gärten, die sich bis dicht an das Ufer erstreckten und fast ausnahmslos die sorgfältigste Pflege verrieten.

Auch Suschens Mutter that alles, was in ihren Kräften stand, um sowohl ihrem Häuschen als Garten ein freundliches Ansehen zu geben, was ihr auch vollständig gelang. Das kleine, weiße Gebäude, dessen spiegelblanke Fensterscheiben leuchtend zwischen den grünen Weinranken hervorlugten, bot, vereint mit dem bunten, sauber gehaltenen Garten ein reizendes Bild. Obgleich Frau Waldau darauf angewiesen war, jedes Fleckchen ihres kleinen Eigentums zu verwerten, so hatte sie doch hier und da ein paar Blumen angepflanzt, die sie dann mit Kohl und Salatköpfen, Spargeln, Schoten, Möhren und dergleichen mehr zum Verkauf nach der Stadt brachte. Trugen ihr die Blumen verhältnismäßig auch nicht so viel ein wie das Gemüse, so war die Freude daran doch auch etwas wert. Selbst das Kind hätte die roten Tulpen, die weißen Lilien auf ihren schlanken Stengeln, die duftenden Narzissen und den bunten Levkoi nicht missen mögen.

War es doch, wenn Suschen mit den kleinen, nackten Füßen und dem kurzen, roten Röckchen mitten unter ihnen stand, das liebliche rosige Gesicht mit den brennenden Augen, umrahmt von schwarzen Locken, über eine Lilie geneigt, um den Duft derselben einzuatmen, als gehöre sie zu ihnen, als müsse sie einsam und verlassen sein, wenn jene durch Küchengewächse verdrängt würden.

Vielleicht war es auch wirklich so, denn Suschen hatte keine Freundin, keine Gespielin. Die Häuser der nächsten Umgebung gehören teils Städtern, teils reichen Bauern, deren Stolz es nicht zuließ, mit der armen Gemüsehändlerin und deren Tochter näheren Umgang zu pflegen. Zwar wäre es wohl an der Zeit gewesen, Suschen, die bereits acht Jahre zählte, in die Schule zu schicken; da ihre Mutter aber die Kosten derselben nur mit großen Opfern hätte erkaufen können, und — während der Sommermonate wenigstens, wo sie regelmäßig zur Stadt fuhr — den Tag über das Kind hätte allein lassen müssen, erbot sich der Pfarrer des Dorfes, ein junger, wohlwollender Mann, dem hübschen Bauernkinde, dem er von jeher besonders zugethan war, täglich eine, auch zwei Unterrichtsstunden zu erteilen. Seitdem konnte man Suschen regelmäßig am Spätnachmittag, nachdem sie mit ihrer Mutter aus der Stadt zurückgekehrt war, die Schiefertafel und einige Bücher unter dem Arm, dann und wann auch einen frischen Feldblumenstrauß, ein paar Stengel noch feuchter Vergißmeinnicht oder einige Kornblumen in der Hand dem Pfarrhause zueilen sehen.

Suschen hatte sich an das Steuer gesetzt und ihre kleinen Hände regierten dieses geschickt, während ihre dunklen, lebhaften Augen dem Spiel der Mücken in den sich immer mehr Bahn brechenden Sonnenstrahlen, dem Fluge eines bunten Schmetterlings oder einer Lerche folgten, die sich drüben von dem Felde hell schmetternd in die Lüfte schwang.

„Nehmt mich mit in die Stadt, bitte, bitte," tönte es da plötzlich an ihr Ohr, und als sie den Kopf nach der Seite wandte, von welcher die Stimme kam, fiel ihr Blick auf einen ungefähr zwölf bis dreizehn Jahre zählenden Knaben, der an dem Gitter eines der prächtigen Gärten stand und sehnsüchtig zu ihnen herabschaute.

„Ja, Mutter, nimm ihn mit," rief Suschen und klatschte vergnügt in die Hände. „Steige nur immer die Treppe herunter," wandte sie sich darauf zu dem Knaben, „ich steure schon hinüber."

Lächelnd ließ es die Mutter geschehen, und wenige Augenblicke später schauten neben Suschen's schwarzen noch ein Paar blaue Kinderaugen aus dem Boote.

„Wie heißt Du denn?" fragte Suschen.

„Paul Branden, und Du?"

„Susanna Waldau. Was willst Du denn in der Stadt?"

„Ansehen will ich sie. Ich bin erst vorgestern aus der Pension gekommen, um die Ferien hier bei meinen Eltern zu verleben. Diese sind nun heute mit dem Frühzuge fortgereist, um die Hochzeit von Mama's

Freundin mitzufeiern und kommen erst morgen abend wieder. So lange muß ich mir allein die Zeit vertreiben."

„Das ist ja prächtig!" rief Suschen entzückt. „Ich kenne die Stadt genau und will Dir all' die schönen Dinge darin zeigen, nicht wahr, Mutter," wandte sie sich mit bittendem Blick zu dieser, „ich darf Paul herumführen?"

Frau Waldau nickte dem Kinde lächelnd zu, ohne das Gespräch der beiden zu unterbrechen, und lebhaft begann Suschen die Herrlichkeiten der Stadt zu schildern.

Nach ungefähr einstündiger Fahrt hatte man den Landungsplatz erreicht, und nachdem Frau Waldau mit Hilfe der beiden Kinder ihre Waren an das Land geschafft hatte, wo sie dieselben feil bot, wanderten Paul und Suschen Hand in Hand dem nächsten Spielwarenladen zu, an dessen Wundern sich Suschens Augen niemals satt sehen konnten. Es war ein sonderbares kleines Paar: Der Knabe mit den braunen Locken und dem eleganten Sammetanzug und das Bauernmädchen mit den nackten Füßen und dem roten Röckchen. Mancher der Vorübergehenden schaute ihnen verwundert nach, doch sie waren viel zu sehr in ihr kindliches Geplauder vertieft, als daß sie davon etwas gemerkt hätten.

Erst gegen mittag stellten sie sich, wie ihnen geheißen, wieder bei Suschens Mutter ein, und nachdem sie das einfache Mahl, welches Paul nicht minder gut schmeckte, als gestern die üppigsten Gerichte auf dem Tisch seiner Eltern, verzehrt hatten, liefen die Kinder noch einmal davon, damit Paul mehr des Neuen und Schönen zu sehen bekam, fanden sich aber pünktlich zur Heimfahrt wieder ein. Unter Scherzen und Lachen trugen sie die leeren Körbe in das Boot und bald stieß die Mutter vom Lande ab, während die Kinder ein helles Lied anstimmten, welches für die am Ufer Zurückbleibenden nach und nach in der Ferne verhallte.

Vor Pauls Elternhaus trennte man sich mit einem: „Auf Wiedersehen!" und der gute Pfarrer mußte, bevor er heute die Unterrichtsstunde beginnen konnte, geduldig Suschens Bericht über ihre neuesten Erlebnisse anhören.

Am folgenden Morgen spähten ihre großen, dunklen Augen nicht vergeblich nach dem neugewonnenen Freunde aus, Paul wartete schon lange mit Ungeduld des kleinen Bootes mit den grünen Gemüsekörben und rief Suschen und deren Mutter schon von weitem einen: „Guten Morgen!" zu.

* * *

Zehn Jahre waren vergangen. Wieder war es Sommer, wieder blühten die Blumen und sangen die Lerchen, und wieder stieß ein weiblicher Arm das kleine Boot vom Lande ab; doch nicht Frau Waldau war es, die diesmal das leichte Fahrzeug regierte. Sie zählte nicht mehr zu den Lebenden. Die Hand auf ihrer Tochter schwarzem Haar und einen Segen auf den Lippen war sie hinübergegangen in eine bessere Welt und hatte ihr Kind einsam und allein zurückgelassen. — Erst wenige Monde waren über Suschens herben Schmerz dahingegangen. Sinnend blickte sie vor sich nieder. Die Schönheit dieses klaren Morgens war an sie verschwendet. Sie sah, sie hörte nichts, was um sie her vorging, sie lebte in der Vergangenheit. Ihre Gedanken weilten bei der Dahingeschiedenen und schweiften dann hin zu dem Freunde ihrer Kindheit, den sie seit Jahren nicht wieder gesehen hatte.

Welch' schöne Stunden rief die Erinnerung in ihr wach. Wie oft waren sie beide allein den Fluß entlang gefahren, oder in Wald und Wiese umhergestreift, hatten Schmetterlingen und Käfern nachgejagt, Veilchen, Margueriten, wilde Heckenrosen gepflückt, die sie dann zum Kranze wand und ihm lachend auf die kastanienbraunen Locken drückte. Auch blaue Vergißmeinnicht hatten sie zusammen gesucht, drüben am Waldessaum, wo ein feuchter Graben die Wiesen begrenzt. Die hatten sie dann gemeinschaftlich in Sträuße gebunden und in feuchtes Moos gelegt, damit sie die Mutter am nächsten Morgen in der Stadt verkaufen konnte. Ja, das waren herrliche Tage gewesen, nun aber war alles so traurig, sie war so allein, so ganz allein. Die Mutter war von ihr gegangen und der Freund gedachte des armen Bauernmädchens gewiß nicht mehr, höchstens mit einem Lächeln über jene kindlichen Freuden. Vielleicht hatte auch eine Schöne der feinen Gesellschaft selbst diese Erinnerungen verdrängt und füllte all' sein Denken und Fühlen aus.

Langsam hob sie den Kopf und schaute melancholisch hinüber nach dem Ufer. Dort lag das Haus seiner Eltern. Gewiß war er so manchesmal wieder daheim gewesen, für den jungen Herrn Branden schickt sich aber nicht mehr, was man dem Knaben Paul während seiner Ferientage schon gestatten konnte. Ach, warum war er nicht ein armer Bauernbursche, der zu ihr hintrat und sagte: „Suschen, wir waren als Kinder gute Freunde, laß es uns auch ferner sein!" Doch das waren eitle Träume.

Sie schüttelte heftig den Kopf, wie um solche Gedanken zu verscheuchen, faßte das Ruder fester und bald bot sie auf derselben Stelle, wie einst ihre Mutter, die grünen Waren feil, welch' reizendes Bild die Blicke manches Vorübergehenden auf sich lenkte.

* * *

Das Laub begann schon sich zu färben; in Suschens Garten blühten nur noch große, gelbe Sonnenrosen und hochstengelige Malven. Der wilde Wein, der die kleine Laube umrankte, war grün, gelb und rot. Auf der Bank saß das Mädchen, den Ellbogen auf den Steintisch gestützt, die Augen mit der Hand beschattend, vertieft in ein Buch, welches vor ihr lag. Der Pfarrer, unter dessen Augen das kleine Suschen zur Jungfrau herangereift war, hatte ihr, nachdem sie seinen Unterrichtsstunden entwachsen, manch lehrreiches Buch geliehen und in den Abendstunden entweder an den Theetisch seiner Mutter oder, so lange Frau Waldau noch lebte, in dem kleinen Häuschen am Flusse oft lebhafte Unterhaltung mit ihr über den Inhalt desselben gepflogen. Er hatte so seine eigenen Gedanken dabei, denen er, sobald noch wenige Wochen über Suschens schweren Verlust hingegangen sein würden, ihr gegenüber Worte zu verleihen gedachte.

„Suschen!" klang es plötzlich volltönend an ihr Ohr, „Suschen, kennst Du mich noch?"

Ueberrascht hob sie den Kopf. Da stand er vor ihr, er, von dem sie geglaubt, er habe sie vergessen, ihr Paul, ihr Freund und Jugendgespiele und streckte ihr beide Hände zum Willkommen entgegen.

„Paul!" rief sie, auf ihn zueilend und lebhaft seine Hände ergreifend, „bist Du es wirklich?" Dabei maß sie ihn mit ihren dunklen, feurigen Augen von Kopf bis Fuß. „Wie stattlich und männlich Du geworden bist! Aber nein, nun darf ich nicht mehr so sprechen," unterbrach sie sich selbst, während ein düsterer Schatten über ihre schönen Züge glitt und sie langsam seine Hände sinken ließ, „Sie sind ja jetzt ein vornehmer Herr, für mich nur noch der junge Herr Branden, von dem es sehr gütig ist, daß er sich der Susanna Waldau noch erinnert."

Sie hatte die Augen gesenkt und ein lebhafteres Rot bedeckte ihre Wangen, während sie sprach. Er hatte sie nicht unterbrochen. Der Liebreiz dieser Mädchengestalt, welche jetzt in entzückender Verwirrung vor ihm stand, machte ihn stumm. Im Salon hätte es dem gewandten Kavalier wohl kaum an Worten gefehlt, einer solchen Schönheit zu huldigen; diesem reinen Naturkinde aber stand er sprachlos gegenüber und hatte nur das Gefühl, als müsse er sie an das Herz ziehen und einen Kuß auf ihre vollen, roten Lippen drücken. Doch auch das wagte er nicht, sondern erfaßte nur ihre Hand mit warmem Druck und sagte: „Nicht doch, Suschen, darf ich denn Dein Freund nicht mehr sein? Komm, laß uns vergessen, daß wir nicht mehr Kinder sind, laß mich neben Dir sitzen dort auf der Bank und plaudern mit Dir wie in früheren Tagen."

Wie, waren es nicht dieselben Worte, die sie so oft in ihren süßesten Träumen vernommen hatte? Lieblicher Musik gleich tönten sie an ihr Ohr und ließen ihre Pulse höher schlagen. Mit einem glücklichen Lächeln hob sie den Blick zu ihm auf und da sie in seinem blauen Auge noch die alte Treue und Freundschaft las, gewann sie bald ihre Unbefangenheit wieder, und es dauerte nicht lange, bis sie völlig vergessen hatte, daß Jahre zwischen heute und dem Tage lagen, an dem sie zum letztenmale auf dieser Bank neben ihm gesessen hatte.

An Suschen war die Zeit so ereignisvoll vorübergegangen, daß sie bald mit der Schilderung ihrer letzten Jahre zu Ende war. Nur von ihrer Mutter Krankenlager und Tod erzählte sie umständlich und unter heißen Thränen, welche er mit sanften, gütigen Worten zu trocknen suchte. Paul hingegen hatte viel gesehen und erlebt. Als er das letztemal von Suschen Abschied genommen, war es gewesen, um gen Heidelberg zu ziehen, wo er Oekonomie studieren wollte. Die dort begonnenen Studien hatte er nach zweijährigem Aufenthalt daselbst auf dem Gute seines Oheims praktisch fortgesetzt und war dann während der letzten Sommermonate gereist, um etwas von der Welt zu sehen und sich gleichzeitig nach einem Gut zum Ankauf umzuthun. In jeder Richtung befriedigt, war er nun nach Hause zurückgekehrt und gedachte bis zur Uebernahme des Gutes sich bei seinen Eltern aufzuhalten.

Suschen lauschte begierig jedem seiner Worte. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, während er von all' den Herrlichkeiten erzählte, die er auf seiner Reise gesehen, von den Bällen und Gesellschaften, in deren Strudel er sich mit dem vollen Uebermut und Feuer der Jugend gestürzt hatte. Ihre kurzen Einwürfe, ihre seltsamen Bemerkungen und Fragen ließen ihn oft verwundert in ihr kindliches Antlitz schauen. Woher kamen dem Naturkinde so klare Anschauungen, ein so richtiges Erfassen von Dingen, die ihrem Stande, ihrem einfachen Leben so fern lagen?

(Fortsetzung folgt.)

Eine originelle Bittschrift.

Kaiser Joseph II. erhielt einst nachstehende mit diplomatischer Genauigkeit hier abgedruckte Bittschrift: „Eine Ersuchung und höfliche Bitte: Ich Joseph Gmedt in Tiefenthal am Wageram unter der Herrschaft Grafeneck in Unter-Oesterreich, im Viertel unterm Manhardsberg in dem Hause Nr. 2 bekenne: wie daß ich der einzige Sohn sei und einen Stieffattern habe, und das Haus nicht bekommen werde und eine Lust hätte Euer k. k. zu dienen, also bitte ich Eure k. k. Majestät, sie möchte die Güte haben, und mich aufnehmen unter die gernige Gavalerie, und zum liebsten wäre es mir unter ein grüngekleidetes Regiment, aber das bitte ich mir aus, daß ich nicht unter ein Fußvolk komme, denn es wäre wider meine Natur, also bitte ich Ew. k. k. Majestät sie möchten mich bald zitiren lassen, ich wollte auch Ew. k. k. Majestät treulich dienen, und mein Fleisch und Blut dargeben, wenn es Gott gefällig wer, ich verhoffe meine Bitt' bald zu erlangen; mein Alter ist 25 Jahr, meine Länge 5 Schuh 7 Zoll und ohne Fehler. Joseph Gmedt. Actum Tiefen-

thal am Wageram." — Die Aufschrift dieser Eingabe war: „Diesen Brief ber Bosto zu erschicken in die Haubtstadt Wien an ihre k. k. Majestät Josephus der Zweite selbst einzuhändigen." — Der Kaiser überließ dem Supplicanten die Wahl des Reiter-Regiments, und er gab dem Regimente Lobkowitz Chevaurlegers den Vorzug. K. St.

Trauer und Freude.

Die Trauer senkt sich nieder,
Die Freude steigt empor.
Hier künden nicht die Lieder,
Was dort ein Herz verlor.

Und was da lebt in Trauer,
Fühlt nicht des Liedes Lust,
Begräbt den Wonneschauer
Des Glückes in der Brust.

Karl Michler.

Unsere Bilder.

Alexander, Kronprinz von Serbien. Dieser junge Prinz, der Sohn von König Milan Obrenowitsch I. und der Königin Natalie, gebornen v. Keschko, ist am 14. August 1876 geboren und ein schöner, frischer, kräftiger und begabter Knabe, welcher seither unter der unmittelbaren Aufsicht seiner Mutter erzogen worden ist. Er ist leider nun schon alt genug, um unter den bedauerlichen Ehezwistigkeiten seiner fürstlichen Eltern zu leiden, wenn er auch vielleicht noch nicht begreift, daß die Mutter ihn nur behalten will, um eine Pression auf den König auszuüben. — Die ziemlich zahl- und einflußreiche russische Partei am serbischen Hofe soll nämlich, wie man allgemein annimmt, gar kein Hehl daraus machen, daß sie darauf ausgeht, den König Milan zu stürzen, den Kronprinzen Alexander unter einer Regentschaft, deren Vorsitz die Königin führen soll, auf den Thron zu berufen und das Königreich Serbien unter die Protektion des russischen Kaisers zu stellen, — ein Plan, welcher von seiten der freisinnigen und der österreichischen Partei den heftigsten Widerstand und die erbittertsten Umtriebe hervorruft. O. M.

Rheineck. Am Südende des herrlichen Bodensees, da wo der junge Rhein sich in den gewaltigen Gletschersee ergießt, liegt in lachender Umgebung zwischen Rebenhügeln und dem Seegestade das hübsche, helle und freundliche St. Gallische Städtchen Rheineck, von dem wir auf vorstehendem Holzschnitt eine Ansicht geben. Die rührigen Einwohner, über 1400 Seelen, sind Protestanten und sehr umgänglich und zuthunlich, und wer hier einige ruhige Tage der Erholung verleben will, wird es nicht bereuen. Die Eisenbahn von St. Gallen nach Chur führt am Städtchen vorüber und ist im Sommer besonders belebt durch Touristen. Die hübschen Anlagen, die etwas hochgelegene Kirche und die Trümmer von zwei Burgen, deren eine im Jahr 1445 von den Appenzellern gebrochen wurde, bieten herrliche Aussichten über den See und sein Gestade und in die Alpenwelt hinein, und vom Städtchen aus erreicht man ohne Mühe eine ganze Menge interessanter und schöner Punkte auf Schweizerseite, sowie drüben jenseits des breiten Rheinfalls im Bregenzer Wald, Vorarlberg und im Fürstentum Liechtenstein, so daß man hier immer Sommergäste und angenehmen gebildeten Umgang findet. O. M.

Geier als Totengräber in der Natur. Eine Gruppe Tiere hat man recht bezeichnend Totengräber der Natur genannt. Ihre Wirksamkeit besteht darin, die Ueberreste gestorbener Tiere beiseite zu schaffen, damit dieselben durch üble Ausdünstungen und Erzeugung von Miasmen Anderen nicht schädlich werden. Die wichtigsten dieser Tiere veranschaulicht unser Holzschnitt in einer lebensvollen Szene. Es sind Geier, welche über jedes gefallene Tier, gleichviel welches es sein möge, sofort herstürzen und dasselbe in einer Weise bestatten und aus der Welt schaffen, wie man zu sagen pflegt, daß sie es mit Haut und Haaren und bis auf die geringsten Ueberbleibsel zerfleischen und gierig hinabschlingen. Diese Freßgier der Geier treibt sie bis in die Straßen der Städte und Dörfer des Orients und wird innerhalb und in der Nähe dieser Ortschaften um so bedeutungsvoller, als die menschlichen Bewohner dort gegen allen Schmutz und Unrat, selbst gegen gestorbene, faulende Tiere in so hohem Grade gleichgültig sind, daß sie ohne die Thätigkeit der Geier dadurch zweifellos ernstlich gefährdet werden müßten. Die Geier, welche wir als die größten aller Raubvögel betrachten müssen, stehen an Adel den ihnen verwandten Adlern und Falken bedeutend nach, denn trotz bedeutender Körperkraft sind sie doch feig, dabei aber nicht friedfertig, sondern bissig und böswillig. Ihre Bewegungen sind plump und träge und entbehren der Anmut und Beweglichkeit der anderen; viele Stunden lang sitzen sie regungslos an einer Stelle. Ueber alle Teile der Erde, mit Ausnahme Neuhollands, verbreitet, gehören sie doch vorzugsweise den heißen Erdstrichen an und können auch dort nur ausreichende Nahrung finden, weil sie nur mit wenigen Ausnahmen lebende Tiere jagen und angreifen, vielmehr sich nur von gefallenen ernähren. — Wer einen der größeren unserer Tiergärten besucht, wird sich davon überzeugen können, daß die Gemeinschaft der Geiervögel eine außerordentlich zahlreiche ist. Unser Bild veranschaulicht eine südliche Landschaft und zeigt uns verschiedene Geier, welche teils noch mit dem Mahle beschäftigt sind, teils bereits in träger Ruhe dasitzen, und wessen Phantasie dazu ausreichend ist, der malt sich wohl den merkwürdigen Vorgang eines Geiermahles aus, wie ihn uns die Reisenden und Naturforscher beschreiben.



Boshaft oder dumm?
Dame: „Jean, was fliegt dort in der Luft, — weißer Zwirn?"
Jean: „Nein, das ist, — das ist Euer Gnaden Sommer!"

Allerlei.

Renommage. Zwei Aerzte rühmen sich gegenseitig ihrer zahlreichen Patienten. „Denken Sie," sagt der eine, „in der vergangenen Nacht bin ich fünfmal geweckt worden . . ." — „Aber warum schaffen Sie sich kein Insektenpulver an," gibt der andere boshaft zurück.

— „Was sind Sie für ein Landsmann?" wurde jemand gefragt. — „Ein Sachse!" — „Aber Ihr Dialekt klingt österreichisch!" — „Das kann wohl sein, mein Kutester, denn ich war Sie ein halbes Jahr in Rußland!"

Vergessen. Ein Trunkenbold erwacht und greift sich an die Stirn: „Den Wirt, der mich gestern abend 'rausgeschmissen hat, obschon ich ganz nüchtern war, werde ich verklagen, — wenn ich mich bloß erinnern könnte, wo es war!" (Verdens Gang.)

— In Frankreich wurde zwischen den Schneidern und Trödlern ein 246jähriger Prozeß geführt, worin 3000 Urteile ergingen, um womöglich auszumitteln, welche Kleider zu den alten und welche zu den neuen zu rechnen wären. Im Jahr 1530 ging dieser Prozeß an, und 1776 war er noch nicht entschieden. St.

— Die Wiener „Rundschau für Geographie und Statistik" veröffentlicht folgende Tabellen über den Bierverbrauch. Die erste Reihe zählt in Hektolitern die Mengen des erzeugten Bieres auf. Die zweite Reihe berechnet in Litern den jährlichen Bedarf auf den Kopf der Bevölkerung.

England	44,174,000	— 122
Deutschland	41,300,000	— 90
Oesterreich	12,698,000	— 90
Belgien	9,386,000	— 165
Frankreich	8,315,000	— 21
Rußland	4,220,000	— 5

S.

Der Ursprung des erlauchten Fürstenhauses Metternich läßt sich, uralten Geschichtsschreibern zufolge, von folgender Begebenheit ableiten. Als Karl der Große die Sachsen bekriegte, ging Metter, ein Stammfürst dieses Volkes, zu seiner Partei und zum Christentume über. Kurz darauf erhielt Karl die Nachricht, daß Metter eine Empörung angezettelt und sich mit einer Menge Anhänger in sein Vaterland geflüchtet hätte. „Die anderen vielleicht," versetzte der Kaiser, „aber Metter nicht!" — Kurz darauf kehrte Metter mit seinem Anhange von einem Zuge heim, dessen Zweck die Zerstörung der berühmten Irmensäule gewesen war. Der Name Metter: „Metter nicht" blieb der erprobten Treue dieses Häuptlings. Einer seiner Nachfolger, Karl von Metternich, erhielt 1400 die Grafschaft von Zievel im Jülich'schen und war der Stammvater des jetzigen Hauses. St.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12. Stadt a. Rhein.
2 8 2. Ein Raubvogel.
3 9 1 4 5 6. Früherer hessischer Minister.
4 5 11 12. Stadt an der Donau.
5 6 11 1. Ein Säugetier.
6 12 11 7 11 12. Stadt in Preußen.
7 9 9 1 11. Ein Fluß in Deutschland.
8 9 12 9 2. Eine Stadt am Main.
9 10 10 11. Ein wildes Tier.
10 9 7 9 12. Ein Vogel.
11 1 1 11. Ein Maß.
12 5 1. Ein Fluß in Afrika.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—12.

Adolf Klein.

Homonym.

Das Erste kommt von schmutz'gen Tieren,
Doch hilft's die höchsten Fürsten zieren
Das Zweite ragt stolz in die Höhe,
Bis in der Wolken luft'ge Nähe.
Wer Beides dann vereinigt hat,
Bekommt eine nordeutsche Stadt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 105.

Von J. Pierce.

Schwarz.

Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Charade: Theemaschine; des Homonyms: Netze;
des Bilderrätsels: Aus den wildesten Füllen werden die besten Rosse.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.